

Finale

O-Ton

«Wie zahlreich sind doch die Dinge, derer ich nicht bedarf.»

Sokrates

Im Kino

Schön und sonderbar

The Boy and the Heron Die Sirenen heulen über Tokio. Der Himmel verdüstert sich. «Das Krankenhaus brennt», schreit jemand. Mahito zieht sich hastig etwas über und rennt hin, denn seine Mutter arbeitet dort. «Hilf mir, Mahito», schreit sie. Und dann erwacht der Junge. Er war eingeknickt und wurde einmal mehr von dem traumatischen Ereignis eingeholt. Der Zweite Weltkrieg dauert an. Doch mittlerweile lebt Mahito mit seinem Vater und seiner schwangeren Stiefmutter auf dem Land. Während er das alte Zuhause zurückgelassen hat, bestimmt das Trauma immer noch sein Leben. Auf der Suche nach Ablenkung erkundet Mahito die Landschaft. Dabei entdeckt er einen alten Turm, der das Portal zu einer Fantasiewelt ist.

Hayao Miyazakis Film ist vor allem eines: bildgewaltig. Er ist noch schöner, noch detailreicher animiert als bisherige Studio-Ghibli-Filme. Und er übertrifft diese in Sachen Sonderbarkeit. Die Geschichte beginnt realistisch und führt das Publikum Schritt für Schritt in eine Welt, die an Kafkas Geschichten, Alices Abenteuer im Wunderland und an Grimm-Märchen erinnert.

Die zahlreichen Symbole und versteckten Bedeutungen regen zum Nachdenken an: Es geht um Trauer, Schuld, Tod. «The Boy and the Heron» ist vielleicht nicht Miyazakis bestes Werk. Und doch bietet der Film eine Erweiterung seiner besten Ära, bestehend aus Meisterwerken wie «Mein Nachbar Totoro» (1988), «Prinzessin Mononoke» (1997) und «Chihiros Reise ins Zauberland» (2001). (rap)

In Bern in den Kinos Camera, Pathé Westside und im Cinedome Muri

Tagestipp



Improvisierte Musik über Gärten

Das Freie Orchester Wie klingt ein Garten? Hört man die Tiere krabbeln, die Pflanzen wachsen, das Sonnenlicht durch die Bäume leuchten? Das Freie Orchester stellt heute eine improvisierte Komposition vor, dabei versuchen die acht Musikerinnen und Musiker, den Klang eines herbstlichen Gartens zu evozieren. Umrahmt wird das Konzert von Flötistin Verena Wüsthoff, die «Vogel-Lieder» aus der Neuen Musik vorträgt. (jek)

Kleine Orangerie Effenau, Bern, 27. November, 18 Uhr.

Wenn die grosse Welt an einem kleinen Ort zu Hause ist

Kunstpries der Stadt Thun Philipp Schaerers Werke sind in den grossen Museen dieser Welt zu Hause. Doch der Künstler selber zieht sich immer wieder gern in sein Refugium in Steffisburg zurück.

Barbara Donski

«Wie sehe ich auf dem Foto aus?», fragt Philipp Schaerer, begutachtet das Resultat äusserst kritisch und schlägt eine erneute Aufnahme vor. «Ich gefalle mir auf statischen Bildern nicht», meint er und streicht sich sein Haar zu recht. «Wollen wir es nochmals versuchen?» Der 50-Jährige steht vom Tisch in seinem Steffisburger Atelier auf und läuft durch den Raum. Einmal lächelt er, dann blickt er ernster drein.

Was Philipp Schaerer antreibt, ist sein Perfektionismus. Das zeigt sich in seinem Werk als Architekt und Künstler, für das er am Freitag mit dem Kunstpreis der Stadt Thun ausgezeichnet wurde. Er strebt nach Höherem, sucht nach neuen Wegen der Ausdrucksform und kreiert eigene Bildwelten zwischen Realität und Fiktion.

Die Allianz-Arena, als es diese noch gar nicht gab

Bereits als junger Architekt beim renommierten Basler Büro Herzog & de Meuron hat sich Philipp Schaerer auf die Visualisierung von Projekten spezialisiert und daraus eine eigentliche Passion entwickelt. «Als Photoshop noch in den Kinderschuhen steckte, hast du damit digitale Bilder geschaffen, die in der Architekturszene um die Welt gingen und heute noch als Referenz gelten», sagte seine Laudatorin Mirjam Loepfe an der Preisverleihung vom Freitagabend.

Und das ist keineswegs übertrieben: Philipp Schaerer gestaltete die Visualisierungen von Prestigeobjekten wie der Allianz-Arena in München oder des Bird's Nest in Peking. Oft unter enormem Aufwand und in unzähligen Einzelschritten, in welchen er Bild um Bild «aufeinander schichtete». Gute Programme dafür gab es damals nicht.

«Meine Arbeit war ein nicht zu unterschätzender Beitrag, dass Herzog & de Meuron die jeweiligen Architekturwettbewerbe gewannen», sagt er rückblickend nicht ohne Stolz, betont aber gleichzeitig, dass er nicht überheblich oder eingebildet wirken



Philipp Schaerer erhielt den mit 10'000 Franken dotierten Kunstpreis der Stadt Thun. Foto: Patric Spahni

wolle. Welche Kreativität und welcher Tatendrang in ihm stecken, hatte sich schon früh gezeigt, als er sich als Thuner Gymnasiast fürs legale Sprayen im Selve-Areal einsetzte oder in der Band Kashmir Schlagzeug spielte. Heute ist Philipp Schaerer nicht mehr Architekt, aber ein gefragter Künstler. So nahmen Häuser wie das Museum of Modern Art in New York oder das Centre Pompidou in Paris seine Werke in ihre Sammlungen auf.

Doch zu Hause fühlt sich der 50-Jährige in Steffisburg, wo er als 14-Jähriger mit seiner Mutter

«In Steffisburg finde ich Platz und Raum, um Dinge zu entwickeln. Hier fühle ich mich geerdet.»

Philipp Schaerer

und seinem Bruder von Zürich hinzog. Und wo er heute immer wieder einen Zwischenhalt einlegt, wenn er zwischen Lausanne, wo er an der ETH eine Gastprofessur hat, und seinem Lebensmittelpunkt Zürich hin und her pendelt.

«Steffisburg ist mein Rückzugsort, meine Oase der Ruhe», sagt er in Zürichdeutsch über den Ort seiner Jugend und entschuldigt sich einmal mehr, dass er diesen Dialekt nie habe ablegen können. «Hier finde ich Platz und Raum, um Dinge zu entwickeln. Hier fühle ich mich geerdet». Die-

ses Gefühl scheint auch eng mit seiner Mutter verknüpft, die er bis zu ihrem nicht lang zurückliegenden Tod im Haus in Steffisburg pflegte und mit der er sich eng verbunden fühlte. «Der Ort ist wie ein schützender Kokon, der mich umgibt und wo ich alles um mich herum vergessen kann», sagt er.

Trotz seines Erfolgs und seiner Auszeichnungen ist Philipp Schaerer ein sensibler Künstler geblieben, der an seiner Arbeit immer wieder zweifelt und darin eine grosse Unsicherheit bewahrt hat. «So richtig zufrieden bin ich nie», sagt er.

TV-Kritik «Tatort»

Wenn der Mond aufgeht und es in Wacken wummert

TV-Kritik «Tatort» Beim Dreh am Wacken Open Air haben sie ihm zugerufen «Borowski, ich will ein Kind von dir!». Das berichtete der 67-jährige Kommissardarsteller Axel Milberg im NDR-Interview kurz vor der Ausstrahlung der Jubiläumsausgabe «Borowski und das unschuldige Kind von Wacken».

Vor zwanzig Jahren hat Milberg die «Tatort»-Rolle übernommen, in der er 2025 zum letzten Mal zu sehen sein wird. Anfangs gab er Borowski als rauhen Choleriker, wandelte sich jedoch zum altersmilden, wortkargen Zuhörer, der den Verbrechen mit seiner verständnisvollen Art auf den Grund kommt.

So geht er auch diesmal vor, als man ihn aus dem Urlaub zurückbeordert; ihm beim Kampf mit den Stubenfliegen im Camper zuzugucken, während Paolo Contes «It's Wonderful» im Radio läuft, ist übrigens einer jener grossartigen Momente, die Regisseurin Ayse Polat («En Garde») gestaltet, als hätte sie alle Zeit der Welt und nicht einen Krimi zu erzählen.

Selbiger dreht sich darum, dass bei einem Parkplatz in der Nähe Kiels ein totes Neugeborenes gefunden wurde. In den ersten beiden Filmminuten hatten wir das Baby noch quietsch-, nein, schreiblebendig gesehen, liebevoll umsorgt von einer jungen Frau

(Irina Potapenko): Emotionalisierung ohne grosse Worte ist eine Strategie, die in «Borowski und das unschuldige Kind ...» wirkungsvoll eingesetzt wird.

Ein Eintrittsbändchen und eine Zeugenaussage führen Borowski und seine Kollegin Milla Sahin (Almila Bagriacik) ins 2000-Seelen-Dorf Wacken, das jeden August eines der grössten Heavy-Metal-Musikfestivals der Welt mit rund 80'000 Besuchenden beherbergt. Es ist kurz vor Festivalbeginn, und stiltreu brüllt die Musik durch den ganzen Film; im Finale steht gar die Göteborger Band The Halo Effect auf der Wacken-Bühne. Dass der echte Festivalchef Thomas Jensen einen

Auftritt hat, ist das Sahnehäubchen obendrauf.

Psychologie und Backstors sind stimmig

Die Wacken-Szenarie vom flippigen Festivalvolk bis zu Atmosphäre-trunkenen Takes vom platten Land mit und ohne Mond ist ein Extra, das mit der Handlung nur peripher zu tun hat. Die zeichnet sich dafür dadurch aus, dass sie, neben Spannung, eine aktuelle Überraschung bietet und dass die Figuren glaubwürdig sind.

Psychologie und Backstors sind stimmig, ob Dorfpolizistin samt sozial inkompetentem Sohn, ob empfindsamer Heavy-Metal-Teen samt überforderter

Single Mom, ob ukrainische junge Mutter oder biederes Wirtsehepaar mit Geheimnis. Zwischenrein schlüpft Borowski mit seinen Nachforschungen. Und singt passend zur Bildsprache, aber ganz Gegenprogramm zu den harten Sounds: «Der Mond ist aufgegangen».

Der Sonntagskrimi flicht das Thema Kind und Mutterschaft sogar in dahingeworfene Nebensätze; ist quasi eine 90-minütige Variation über Kindervunsch und Regretting Motherhood. Er verfährt schon ab und an arg subtil und «on the nose» – trifft aber stets in die Brust.

Alexandra Kedves